



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

insbesondre über Gegenstände der Volkswirtschaft, Ausbildung des Genossenschaftswesens, Arbeiterschutz und Arbeiterbildung. Der Streik der Pferdebahnkutscher und die bei dieser Gelegenheit bekannt gewordene schamlose Ausbeutung der Menschenkraft durch eine Aktiengesellschaft verließ den Erörterungen über diese Dinge ein erhöhtes Interesse. Umsomehr aber wird man eben bedauern, daß die schroffe Haltung der Versammlung in der römischen, in der Schul- und Ehegesetzfrage es den verständigen Katholiken, die den politischen Verhältnissen Europas Rechnung tragen und nicht aller Zeitbildung feindselig gegenüberstehen, unmöglich macht, ihm beizustimmen und für ihn einzutreten.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Pariser Ausstellung und die deutschen Künstler. Wieder einmal findet in Paris eine große Ausstellung statt, die eine „Weltausstellung“ werden sollte, aber höchstens eine „Halbweltausstellung“ genannt werden könnte, wenn dieses Wort nicht einen unangenehmen Nebensinn hätte; und wieder einmal schwelgen von Paris berauschte Korrespondenten in Schilderungen der unerhörten Wunder, die man dort schauen werde, wenn einmal — alles ausgepackt und aufgestellt sein wird. Es steht auch außer Zweifel, daß das europäische und außer-europäische Frankreich in der Lage wäre, selbst ohne Unterstützung von Griechenland, Norwegen und Monaco, und abgesehen von den gegen den Einspruch der bedeutendsten Künstler des Landes aufgeführten babylonischen Turm, eine Fülle der interessantesten und schönsten Dinge zur Schau zu bringen. Aber die Wiederholung der Klagen über das Fernbleiben oder die wenigstens nur unbedeutende Beteiligung der meisten Nationen sollte man sich sparen. Jeder Einsichtige weiß, daß die ungeheuern Summen, die die Beschickung der großen Ausstellungen verschlingt, in der Regel zum Fenster hinausgeworfen sind; wollen die Industriellen noch immer nicht dieser Wahrheit die Ehre geben, so ist das ihre Sache, die Regierungen jedoch sind ihren Ländern verantwortlich und erfüllen nur ihre Pflicht, wenn sie die Steuergelder für nützlichere Unternehmungen aufheben. Und eben so selbstverständlich war die Weigerung der monarchischen Regierungen, sich in irgend einer Weise an der Revolutionsfeier zu beteiligen. Völlig unbegreiflich aber ist es, daß Deutsche überhaupt auf den Gedanken kommen konnten, aus der Zurückhaltung herauszutreten. Im Jahre 1878 war die Hoffnung erlaubt, daß die Franzosen allmählich wieder zur Besinnung kommen und den Deutschen den Verkehr mit ihnen möglich machen würden, und als Zeichen des neu erwachenden Vertrauens mußte das nachträgliche Zugeständnis Deutschlands, wenigstens durch Werke der bildenden Kunst sich vertreten zu lassen, aufgefaßt werden. Kann diese Hoffnung heute noch aufrecht erhalten werden? Präsident Carnot verkündete die friedlichsten Absichten und meinte

es damit höchst wahrscheinlich aufrichtiger als Louis Bonaparte seinerzeit in Bordeaux. Allein was ist, was vermag er? Er, der auf den Präsidentenstuhl gehoben wurde, damit kein Mann von Energie den Sitz einnehmen könne, und gebildet wird, weil die Parteien Waffenstillstand geschlossen haben, um das Ausstellengeschäft nicht zu stören! Wie mag ihm doch ums Herz gewesen sein, als er feierlich erklärte, Frankreich habe für immer die Herrschaft eines Einzelnen abgethan, während doch die Wiederherstellung der Monarchie kaum lange auf sich warten lassen würde, wenn nicht mehrere Bewerber um den Thron das gleiche Recht und so ziemlich gleich großen Anhang hätten! Und wenn auch der Präsident und seine jetzigen Ratgeber den guten Willen zeigen, dem Anflug der Patriotentliga ein Ende zu machen, so spielt dabei doch die Sorge um die eigne Existenz die größte Rolle, hat niemand, entschieden niemand den Mut, auszusprechen, daß man ebenso um des eignen Landes wie um des Weltfriedens willen endlich aufhören müsse, der Bevölkerung einzureben, Frankreich sei 1870 heimtückisch überfallen und beraubt worden. Frankreich und Deutschland unterhalten diplomatischen Verkehr, aber einzig dadurch unterscheidet sich ihr Verhältnis von dem, in welchem Piemont und Osterreich von 1848 bis 1849 zu einander standen. Der Teil, der den Kampf begonnen hat und unterlegen ist, betrachtet seine Niederlage als ein ihm zugefügtes schweres Unrecht. Freilich waren die Anlässe zum Kriege sehr verschieden. Piemont folgte dem Rufe der italienischen Provinzen Osterreichs, dem Drange der ganzen Nation nach Vereinigung, während Frankreich die Vereinigung der deutschen Länder verhindern wollte und als Sieger sich Gebiete zugeeignet haben würde, die keine Sehnsucht hatten, französisch zu werden.

Trotzdem wäre es damals sicherlich keinem österreichischen Künstler in den Sinn gekommen, seine Werke nach Turin zu schicken. Nun soll es den Zeitungsberichten zufolge einem Herrn Liebermann — nomen et omen! — gelungen sein, eine Anzahl von deutschen Malern zur Besichtigung der Pariser Ausstellung zu bestimmen. Der Mann führt einen deutschen Namen, ist wahrscheinlich auch in Deutschland geboren, daß er aber kein Deutscher ist, hat er durch diesen Schritt bewiesen. Er wird wohl zu den Internationalen gehören, die sich ihrer Heimat erinnern, wenn sie Ansprüche an sie machen wollen, für die Ansprüche der Heimat jedoch kein Verständnis besitzen, und das würde ihn gegen Vorwürfe schützen. Leider nennt man auch Namen von Künstlern, die als solche verdiente Verehrung genießen und sich in arger Gedankenlosigkeit, wie wir annehmen müssen, haben beschwären lassen. Haben sie sich denn garnicht die Frage vorgelegt, was erfolgen müßte, wenn zum Beispiel im nächsten Januar die Aufrihtung des deutschen Reiches durch eine Ausstellung in Berlin gefeiert werden sollte und dazu Einladungen nach Frankreich ergingen? Wissen sie garnichts davon, daß die Franzosen fortwährend jede Gelegenheit vom Zaune brechen, um ihren Geifer gegen die Deutschen auszuspißen? Haben sie nicht gelesen, daß die in französischem Solde stehenden italienischen Zeitungen die Kölner Säger mit Gemeinheiten überhäufen, weil sie Deutsche sind? Oder sollten sie sich etwa in liberaler Unschuld einbilden, durch ihr Entgegenkommen die Unversöhnlichen beschämen zu können? In der That melden die Zeitungen triumphirend, daß die Deutschen, die an der Revolutionsfeier und an der Eröffnung der Ausstellung teilgenommen haben, nicht beleidigt worden seien. Das ist doch rührend. Die Möglichkeit wollen wir nicht leugnen, daß die Pariser Künstler es als Ehrensache ansehen werden, ihren deutschen Genossen gegenüber zu zeigen, daß sie einen höheren Standpunkt einnehmen als die Politiker in der Kammer und auf den Gassen. Aber ob sie nun Schimpf

und Spott oder Medaillen, Regionskreuze oder Palmen mit nach Hause bringen, den Vorwurf des Mangels nationalen Selbstgefühls können die nach Paris pilgern- den deutschen Künstler nicht von sich abschütteln. Da jammern ängstliche Gemüter über das Auftauchen eines deutschen, namentlich preußischen Chauvinismus; Großmäuler hat es immer gegeben, aber zum Chauvinismus haben wir wenig Anlage, denn es ist Uebertreibung des Nationalbewußtseins. Das Verdienst erkennen wir willig auch bei dem Feinde an, doch mit der Demut, der den Backenstreich und Hinhalten der andern Wange beantwortet, kommt man in der Welt nicht fort, und am wenigsten in der Politik. Des Musicus Miller „Tag“ ist älter als die „Segnungen der großen Revolution,“ und vor nahezu fünfzig Jahren schrieb ein Mann, dessen Bild wohl verdient an einem Denkmal auf die Einigung Deutschlands angebracht werden, Paul Pfizer: „Nationalität ist die erste Bedingung der Humanität, wie der Leib die Bedingung der Seele.“ Das könnten sich auch unsre Künstler merken.

Der Rückgang der Wagnererei. In Leipzig herrscht augenblicklich wieder einmal große Unzufriedenheit mit den Theaterzuständen. Ob mit Recht oder mit Unrecht, können wir nicht beurteilen, da wir so ziemlich dem Grundsatz folgen, den vor Jahren einmal einer, als auch großes Theaterelend in Leipzig herrschte, alle Tage in der Tagespresse predigte: Macht's wie ich, geht nicht hinein! Aber die Unzufriedenheit ist doch da, sie macht sich in Broschüren Luft, ja sie kommt sogar in Aufsätzen zum Ausdruck, denen die Tagespresse, die sonst doch alles lobhudelt oder bemäntelt, Aufnahme gewährt. Unter anderem ist da eine Broschüre erschienen: „Unser Stadttheater, durch ungefärbte Gläser besehen.“ Es ist ein ganz jämmerliches Machwerk, inhaltlich elend, sprachlich geradezu schulbubenhaft. Wir führen sie hier auch nur an, weil uns eine Stelle darin interessirt hat, die dem „Musikalischen Wochenblatte“ nachgedruckt ist, und die wörtlich so lautet: „In Leipzig waren ehemals die Wagner'schen Tondramen Kassenmagnete für die Direktion, jetzt will, trotz der ausgezeichneten Leitung und Besetzung, nicht einmal »Tristan« mehr recht das Haus füllen, die letzte Aufführung des Werkes war sogar nur mäßig besucht. Herr Staegemann ist mit seiner emsigen Pflege des Poffen- und Operettenkrams nur zu erfolgreich bemüht gewesen, den Kunstsinne des großen Publikums für alles Bessere (!) abzustumpfen, und die wirklichen Kunstfreunde haben bei der Wirtshaft der jetzigen Direktion das rechte Interesse an dem Theater überhaupt verloren.“ Daß die Wagner'schen „Tondramen“ nicht mehr recht das Haus füllen, „trotz der ausgezeichneten Leitung und Besetzung,“ ist eine sehr bemerkenswerte Thatsache. Wir haben das schon vor zehn Jahren vorausgesagt, wurden damals freilich arg deshalb verletzert. Ob das wirklich nur mit der übermäßigen „Pflege des Poffen- und Operettenkrams“ zusammenhängen sollte? Daß die Herren Wagnerianer die Ursachen zunächst außerhalb der Sache suchen, ist ja begreiflich. Mit der Zeit werden sie sie wohl noch wo anders suchen lernen. Genug, die „Tondramen“ des „Meisters“ füllen das Haus nicht mehr recht — sieh sieh, das ist ja ein höchst merkwürdiges Eingeständnis!

Der Punktroman. Im vorigen Jahrhundert, in der Sturm- und Drangzeit, blühte der Gedankenstrichroman. Der Gedankenstrich war eine Zeit lang fast das einzige Interpunktionszeichen geworden, auf jeder Zeile stand er zwei-, dreimal, und manchmal wurden sogar ganze Zeilen mit Gedankenstrichen gefüllt. Heute haben wir etwas ganz ähnliches: den Punktroman. Ja im Grunde ist es genau

dasselbe, statt des Gedankenstriches macht man jetzt drei oder vier Punkte, bisweilen malt man auch ganze Zeilen voll Punkte hin, eine andre Interpunktion giebt es kaum noch daneben. „Und nun schließ die Mappe . . . und lege sie dorthin . . . auf das Nachttischchen . . . damit ich sie gleich zur Hand habe . . . So . . . Gottlob . . . nun bin ich aber wirklich totmüde . . .“ das ist die Art, wie alle unsre Romanschreiber und =schreiberinnen heute interpungiren.

Was das bedeuten soll? Ja, manche, die ihre Schauerromane in der Tages= presse unterm Strich ablagern, und die dort nach der Zeile bezahlt werden, thuns wohl, um die Zeilen schneller zu füllen und ein paar Zünser mehr herauszu= schlagen. Aber unsre „ersten“ Dichter? Unsre „führenden“ Schriftsteller? die werden doch wohl nicht nach der Zeile bezahlt? Nun, bei denen solls geistreich, tief sinnig aussehen. Der Leser soll den Eindruck haben, als ob sie vor lauter Gedanken= reichthum und Überschwang des Gefühles kaum Worte finden könnten, als ob sie wunder was verschwiegen und dem Leser zu ergänzen überließen; manchmal, wie in dem angeführten Beispiel, solls wohl auch wie ein atemloses, angsterfülltes Ge= sammel aussehen. Aber mit machen sieß alle.

In einem Musenalmanach von 1771 fanden wir kürzlich ein paar Spottverse, die man mit geringen Veränderungen auch auf den Punktroman anwenden kann. Wir teilen sie mit, ohne uns im geringsten einzubilden, daß wir damit die Abn= heit beseitigen könnten. Dergleichen hat seine Zeit wie alle Modedummheiten, wie gewisse Hüte und Schlipse, Wörter und Redensarten.

Der hat . . . ich wette drauf . . . aus Herzensgrund gelacht . . .
 Der als ein kühner Geist . . . den ersten Punkt . . . erdacht . . .
 Womit sich . . . mancher jetzt . . . das Schreiben . . . leichter macht . . .
 Fehlt's an Zusammenhang . . . bemerkt man eine Lücke . . .
 Setzt man vier Punkte hin . . . gleich hat man eine Brücke . . .
 Die das . . . mit schlauer Kunst . . . vereint . . .
 Was sich nicht paaren will . . . und widersinnig scheint . . .
 Ihr allerliebsten Modebücher . . .
 Der Wunsch . . . gesund zu sein . . . ist eine Christenpflicht . . .
 Drum leß ich euch . . . so oft mir Ruh . . . und Schlaf . . . gebracht . . .
 Ihr stört ja die Verdauung nicht . . .
 Man ist bei euch . . . vor Kopfweh sicher . . .
 Denn pflegt ein Scribler mich mit Punkten . . . zu beschenken . . .
 So nehm ich gleich dabei die Regel wohl in Acht . . .
 Hier hat der Autor nichts gedacht . . .
 Hier braucht der Leser nichts zu denken . . .

Antwort. Auf die im 18. Hefte dieser Blätter veröffentlichte Anfrage über die Herkunft der beiden oft angeführten Zeilen: „Endlich blüht die Aloe, endlich trägt der Ölbaum Früchte“ ist uns von mehreren Lesern freundliche Auskunft zu= gegangen, für die wir im Namen des Fragstellers hiermit danken, und deren In= halt wir im folgenden kurz zusammenfassen.

Die Strophe war so, wie sie der Fragsteller mitgeteilt hatte, nicht genau. Sie bildet den Schluß einer aus fünf Strophen bestehenden „Troft=Vria“ von Johann Christian Günther, dem bekannten, unglücklichen, jung verstorbenen schle= sischen Dichter (geb. 1695, gest. 1723). Die erste Strophe lautet:

Endlich bleibt nicht ewig aus,
 Endlich wird der Trost erscheinen;
 Endlich grünt der Hoffnungsstrauß,
 Endlich hört man auf zu weinen;
 Endlich bricht der Thränen Krug,
 Endlich spricht der Tod: Genug.

Die letzte Strophe hat folgenden Wortlaut:

Endlich blüht die Moö,
 Endlich trägt der Palmbaum Früchte;
 Endlich schwindet Furcht und Weh,
 Endlich wird der Schmerz zu nichte;
 Endlich sieht man Freudenthal,
 Endlich, endlich kommt einmal.

Höchst merkwürdig ist es aber nun, daß dieses Gedicht kein Original, sondern nur die Nachahmung eines ganz ähnlichen Gedichtes eines gleichfalls schlesischen Dichters, nämlich des Kirchenlierdichters Benjamin Schmolcke (geb. 1672, gest. 1737), ist. Unter dessen Kirchenliedern findet sich unter der Überschrift: „Das Letzte, das Beste“ ein vierstrophiges Lied, dessen erste und letzte Strophe folgendermaßen lauten:

Endlich, endlich muß es doch
 Mit der Not ein Ende nehmen;
 Endlich bricht das harte Joch,
 Endlich schwindet Angst und Gramen;
 Endlich muß der Kummerstein
 Auch in Gold verwandelt sein.

Endlich! o du schönes Wort,
 Du kannst alles Kreuz verjüßen;
 Wenn der Felsen ist durchbohrt,
 Läßt er endlich Balsam fließen;
 Ei, mein Herz, drum merke dies:
 Endlich, endlich kommt gewiß.

Daß nicht etwa Schmolcke, sondern wirklich Günther der Nachahmer ist, unterliegt keinem Zweifel: Günther war Schmolckes Schüler in Schweidnitz gewesen; er hatte dort die Lateinschule besucht, während Schmolcke das Amt des Pastors an der Friedenskirche und des Kirchen- und Schulinspektors verwaltete.



Litteratur

Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller. Das Jahr 1888.
 Berlin, Springer, 1889

Wir können unsre schon mehrmals ausgesprochene Meinung, daß die Geschichte der Gegenwart sich nicht schreiben läßt, weil die dazu erforderlichen Materialien teils gar nicht, teils nicht rein zu beschaffen sind, und das Urteil über Verhältnisse, Ereignisse und Personen immer, selbst bei der redlichsten Bemühung, unparteiisch zu sein, mehr oder minder befangen ausfallen wird, bei dem neuen Bande des Müllerschen Sammelwerkes nur wiederholen. Er ist wie die frühern nur relativ gut ausgefallen und kann, nach Zeitungsnachrichten zusammengestellt, auch nur die Ansprüche von Zeitungsschreibern und Zeitungsläsern befriedigen. Der politische Standpunkt des Verfassers entspricht im allgemeinen dem, den diese Blätter einnehmen. Die Darstellung und Verteilung des Stoffes ist, wie nach seinen bisherigen Kompilationen zu erwarten war, klar und geschickt, wenn auch nicht gerade mustergiltig.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
 Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig